

3.2. Die Gründung des Indernets

3.2.1. Die Gründungsgeschichte

»Das Indernet wurde im Jahr 2000 von Dr. A, Dr. B und C als Kommunikations- und Informationsplattform sowie Indien-Netzwerk gegründet. Das Indernet ist Deutschlands führendes Indien-Portal im Internet und wird online herausgegeben von Indernet e.V.«

Dies stand im Herbst 2019 kurz und bündig im Impressum des Blogs. Anders als auf der FB-Seite begnügte sich die Redaktion hier mit einer kurzen und prägnanten Geschichtsschreibung. Das Indernet war gegründet worden und zum führenden Portal aufgestiegen. Im Jahr 2004 ließ ich mir die Gründung ausführlicher erzählen. Gründer Z antwortete auf meine Frage lachend: »Jetzt muss ich mal schnell meinen Text runterlesen«. Er nahm ironisch darauf Bezug, dass es bereits eine Geschichtsschreibung über die Gründung gab und er sie schon häufiger erzählt hatte. Dann beschrieb er den Anfang des Indernets:

»Wir kannten uns. Irgendwann habe ich zufällig im Internet die Webseite von X gesehen. Er hatte ein Gästebuch eingerichtet und Y hatte sich da verewigt. Da dachte ich, den kennst du doch. Ich habe mich da einfach auch mal eingetragen. Da kam eine E-Mail zurück: ›Vielen Dank für deinen Eintrag. Ist ja witzig. Wo bist denn du gelandet?‹ Weil, der Kontakt war ein bisschen versandet zu dem Zeitpunkt. Ich hatte auch eine Webseite. So haben wir uns die alle drei angeguckt und fanden das ganz lustig. Wir hatten so ein paar Comics da drin. Es gab damals diesen berühmten Comic: ›Inder nett‹. Das fanden wir so lustig, dass wir gesagt haben, wir haben alle irgendwo den gemeinsamen Gedanken. Wir haben persönliche Internetseiten, das Thema Inder bzw. Indernet ist sowieso aktuell, lass uns doch einfach mal eine Aktion starten. Erst einmal vielleicht unsere Seiten vernetzen miteinander, dass wir da so ein gemeinsames Ding draus machen und dann diese ganzen lustigen Comics online stellen. Informationen über Indien und so. Noch nicht als Portal, das hatten wir uns noch gar nicht vorgestellt.«

Auch die beiden anderen Gründer erzählten, wie sie miteinander E-Mail-Kontakt hatten und daraus die Idee zu etwas Größerem entstand. Die Beschreibungen variierten dabei im Detail. So erzählte Y:

»Dann kam die Idee von Indern aus Hamburg, die ich allerdings auch nicht wirklich kenne, also X kannte da wohl einen, der hat eine Rundmail geschrieben an alle Inder, die er kannte: ›Lass doch mal ein Indernet ins Leben rufen.‹ Weil, damals war auch gerade diese Debatte mit ›Kinder statt Inder‹ und das Wortspiel Indernet kam dann auch gerade auf. Da meinte er, lass uns das mal realisieren.

Das war, glaube ich, mehr so als Mailing-Liste gedacht. Auf jeden Fall haben wir den Gedanken dann aufgegriffen.«

Y wies darauf hin, dass schon andere Ideen zu einem Indernet hatten, bevor die drei begannen, ihre zu entwickeln. Wie Z benannte er dabei die GreenCard-Kampagne als Auslöser. Bei anderen Gelegenheiten rückte Z diese sogar in den Mittelpunkt seiner Gründungsgeschichte. X hingegen erzählte eine viel banalere Entstehungsgeschichte:

»Da haben wir uns diese Witze durch die Gegend geschickt. Auf unseren Homepages wollte auch jeder so ein bisschen was über Indien machen. Da haben wir uns das quasi so gegenseitig geklaut und die Witze reingemacht. Da haben wir mal telefoniert und kamen dazu, dass wir gesagt haben: ›Gut, dann machen wir eine Seite, wo dieser Indienkram reinkommt und verlinken das auf unsere einzelnen Homepages.‹ Das war letztlich der Grund, die Grundidee überhaupt.«

Da X zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht auf die Rolle der GreenCard-Kampagne eingegangen war, fragte ich nach deren Rolle und bekam eine differenzierende Antwort:

»Ich denke, dass mehrere Faktoren zusammenkamen. Das eine war natürlich, dass sowieso gerade das Internetzeitalter anfing. Wir auch Kontakt über E-Mail hatten und aufgrund der örtlichen Situation, auch nicht persönlichen Kontakt hatten. Dann hat natürlich diese GreenCard-Debatte auch das Indienthema zusammen mit dem Internetthema gepusht. Das war so, dass diese ganzen Sachen so ein bisschen zusammenkamen. Das andere, was auch dazukam, dass man vielleicht in einem Alter war, wo man sich auf einmal ein bisschen mehr Gedanken über Indien gemacht hat, wo man vorher eher pragmatisch gelebt hat. Dadurch kam das dann durch die verschiedenen Sachen zusammen.«

3.2.2. Die zweite Generation

X hatte gesagt, dass das Indernet entstanden sei, weil sie »in einem Alter war[en], wo man sich auf einmal ein bisschen mehr Gedanken über Indien gemacht hat.« Es gab also einen biografischen Grund für die Entstehung des Indernets. Die Gründer waren im Jahr 2000 19, 22 und 23 Jahre alt. Auch wenn einer noch zuhause lebte, waren sie alle gerade im Prozess des Ablösen vom Elternhaus und dabei, ihre eigenen Wege zu finden. Aufgrund der spezifischen Migrationsgeschichte aus Indien nach Deutschland befanden sich gleichzeitig viele andere Inder_innen der zweiten Generation in dieser Situation.

In einem groben Überblick kann die Migration aus Südasien in das Nachkriegs-Deutschland in verschiedene Phasen und Gruppen aufgeteilt werden⁴: Erstens, die Zuwanderung von einzelnen, meist männlichen Studierenden, Praktikanten und Berufstätigen in den 1950ern und 1960ern in die BRD (vgl. Pfeffer 1965). Zweitens die Zuwanderung von Studierenden in die DDR (vgl. Gujula 1996; Heidrich 1998; Khan 2003). Drittens, die Anwerbung von Krankenschwestern aus dem süd-indischen Bundesstaat Kerala in den 1960ern und 1970ern in die BRD (vgl. Goel 2008d; 2013b). Viertens, der Familiennachzug zu bereits in der BRD lebenden Migrant_innen. Fünftens, die Zuwanderung von Asylsuchenden in die BRD ab den 1980ern. Hierzu gehörten insbesondere Sikhs aus dem indischen Punjab (vgl. Nijhawan 2006; 2016), Menschen aus Afghanistan sowie Ahmadis aus Pakistan (vgl. Ahmad 1988; Schneider 1995; Nijhawan 2016) und Tamil_innen aus Sri Lanka (vgl. Salentin 2002; Baumann 2000). Sechstens, die Anwerbung von IT-Fachleuten und Studierenden seit dem Jahr 2000 (vgl. Amrute 2016).

Die Väter der Indernet-Gründer kamen als Studenten in die frühe BRD und gründeten wie viele andere Studenten relativ spät (und zu einer ähnlichen Zeit wie die Krankenschwestern aus Kerala) in den 1970ern Familien (vgl. Goel et al. 2012b, 14). Im Jahr 2000 gab es damit neben den Gründern des Indernets noch verhältnismäßig viele andere Kinder südasiatischer Migrant_innen, die gerade dabei waren, sich als Jugendliche und junge Erwachsene zu orientieren und selbstständig zu werden (vgl. Geisen und Riegel 2007; Riegel und Geisen 2010). Dabei wurden sie sowohl durch die Dominanzgesellschaft als auch durch Eltern darauf verwiesen, dass sie einen besonderen Bezug zu Indien/Südasien hätten (vgl. Goel 2011b; Meine Welt 2008). So entstand ein Bedürfnis nach und Potential für überregionale Vernetzung und das Einrichten eigener Räume, in denen sich diese jungen Menschen selbstbestimmt und unabhängig von Autoritäten (der Dominanzgesellschaft oder der Communities der Eltern) treffen und austauschen konnten (vgl. Goel 2007a).

Bis Ende der 1990er hatten die meisten Kinder von ökonomisch, sozial und rechtlich etablierten Migrant_innen aus Südasien wenig alltäglichen Kontakt mit anderen Menschen, die biografisch mit Südasien verbunden waren (vgl. Mysorekar 1993, 110). Ein Gründer schrieb in seinem Grußwort zum dreijährigen Jubiläum:

»Früher, vor meinem persönlichen Internet-Zeitalter, lebte ich völlig integriert in einer kleinen Vorstadt in Deutschland, ohne viele indische Freunde (vielleicht ein oder zwei, die man über die Eltern kannte, mit denen man gelegentlich was unternahm), ohne großen Kontakt zur Kultur außer zur alljährigen Puja-Zeit. Damals dachte ich noch, dass es eigentlich kaum andere Inder der zweiten Generation wie

4 Vgl. für die Migration aus Indien in die BRD: Dessai (1993), Punnamparambil (1995), Goel (2007b), Meine Welt (2008).

mich gibt, und dass es gar so was wie eine Gemeinschaft geben könnte, war mir absolut abwegig.«

Die Gründer kannten sich über die natio-ethno-kulturellen Netzwerke ihrer Eltern. Jedes Jahr hatten sie sich bei der gemeinsamen Feier von Durga Puja, dem wichtigsten Fest der bengalischen Hindus, in der nächsten größeren Stadt getroffen (vgl. Goel 2011b). Hier hatten sie andere natio-ethno-kulturell (Mehrfach-)Zugehörige kennengelernt und ihr Bild von indischer Community entwickelt. Ein Bild, das durch hinduistische Akademiker aus Bengalen geprägt war, die sich in der Mittelschicht etablieren konnten und klassische indische Kultur pflegten.

Immer dann, wenn es in Deutschland genug Migrant_innen aus einer bestimmten Region Südasiens gab, fanden diese sich zusammen und trafen sich zumindest einmal jährlich – wie die bengalischen Hindus. Nur jene Migrant_innen, die in größeren Gruppen gekommen waren, wie die Krankenschwestern aus Kerala, die Sikhs aus dem Punjab, die Ahmadis aus Pakistan, die Tamil_innen aus Sri Lanka sowie die Menschen aus Afghanistan bauten ethnisch-religiös-kulturelle Infrastrukturen auf, die häufigere Zusammenkünfte erlaubten. Viele der Kinder aus diesen Migrationsgruppen wurden in natio-ethno-kulturellen Netzwerke und Institutionen eingeführt, wurden mit der Kultur und Religion ihrer Eltern vertraut gemacht und lernten andere Kinder und Jugendliche kennen, die gleiche natio-ethno-kulturelle Zuschreibungen erfuhren wie sie. Jenen aber, die nicht zu diesen Communities gehörten (wie die Gründer oder ich), blieben diese natio-ethno-kulturellen Infrastrukturen zumeist verborgen und Deutschland erschien als ein Land weitgehend frei von Menschen aus Indien/Südasien.

Es lassen sich grob drei Gruppen der Kinder von Migrant_innen aus Südasien unterscheiden: Erstens, jene die eingebunden in eine natio-ethno-kulturelle Gemeinschaft aufwuchsen und darüber andere Kinder und Jugendliche kennengelernten, die die gleiche natio-ethno-kulturelle Zuschreibung erfuhren wie sie⁵. Ein Beispiel hierfür ist Nikhil, der Sohn einer Krankenschwester:

»Meine Eltern haben immer sehr viel Wert darauf gelegt, dass wir kulturelle Sachen mitnehmen. Die haben meine Geschwister zum indischen Tanzunterricht geschickt und uns alle drei zur Malayalam School, das war immer am Wochenende. Da hatten wir dann automatisch Kontakt zu den indischen Jugendlichen. Meine Eltern hatten sowieso immer Kontakt zu anderen Erwachsenen. Bei den Kindern hat sich das dadurch entwickelt, dass man zusammen auf dieser Malayalam School war oder sich generell auf kulturellen Veranstaltungen oder auch durch Familienbesuche gesehen hat, sodass der Kontakt über Jahre beibehalten wurde.«

5 Vgl. Devasia-Demming und Punnamparambil-Wolf (2012), Karuvallil (2012), Kizhukandayil und Cholia (2012).

Zweitens gab es jene, deren Elternteil(e) aus Südasien einen südasiatischen Freund_innenkreis hatten, den sie regelmäßig trafen, und die in Vereine (vgl. Dech 1999) oder in natio-ethno-religio-kulturelle Netzwerke eingebunden waren. Soumil erzählte:

»Es gab zwei südasiatische Kreise, die mir über die Eltern zugänglich wurden. Das eine war der Marathi- Kreis. Der zweite Kreis war aus dem Studienumfeld meines Vaters. So zehn Familien südasiatischen Ursprungs, zu denen meine Eltern engeren Kontakt hatten, querbeet durch die Regionen und auch querbeet durch die Religionen.«

Auch diese Kinder von Migrant_innen (zu denen ich gehöre) wuchsen im Kontakt mit natio-ethno-kulturell Ähnlichen auf, aber in ihrem Alltag spielte dies meist kaum eine Rolle.

Drittens gab es jene, deren Eltern viel Wert darauflegten, möglichst angepasst zu leben, die Kinder in die Dominanzgesellschaft zu integrieren und die kaum bis gar keinen Kontakt zu Südasiatischem/Indischem pflegten. Alex erzählte: »Es war der Wunsch meines Vaters, dass mein Bruder und ich so europäisch, so deutsch wie möglich aufwachsen, um hier keine Probleme zu haben.«

Die Zuordnung zu einer dieser drei Gruppen ist nicht allein durch die spezifische Herkunft der Eltern aus Südasien bestimmbar. So gab es Krankenschwestern aus Kerala, die sich von den natio-ethno-kulturellen Gemeinschaften fernhielten, und Migrant_innen ohne große natio-ethno-kulturelle Gemeinschaft, die viel Wert darauflegten, ihren Kindern Indisches/Südasiatisches nahe zu bringen. Der Bezug zu Indien/Südasien sowie die Vertrautheit mit Praxen und Sprachen aus Indien/Südasien waren (und sind) unter den Kindern mit Eltern(teilen) aus Südasien in Deutschland daher sehr heterogen (vgl. Goel et al. 2012a; Goel 2012, 146).

Diese unterschiedlichen Einbindungen in natio-ethno-kulturelle Netzwerke der Eltern führten dazu, dass Inder_innen der zweiten Generation unterschiedliche Möglichkeiten hatten, sich mit natio-ethno-kulturellen Zuschreibungen auseinanderzusetzen. Die von den Gründern als natio-ethno-kulturell gleich Imaginierten (vgl. 1.2) hatten nicht unbedingt die gleichen Bedürfnisse wie sie. Manche hatten viel weniger Kontakt mit Indischem und kaum Zugang zu diesem Zugehörigkeitskontext. Andere waren so stark in eine natio-ethno-kulturelle Gemeinschaft eingebunden, dass diese ihnen zu restriktiv wurde (vgl. Miller 2011, 185). Ihre Gedanken über Indien unterschieden sich so zum Teil erheblich. Gemeinsam war den meisten allerdings, dass sie ihren eigenen Zugang unabhängig von ihren Eltern finden wollten. Der Bedarf für einen eigenen Raum, in dem Inder_innen der zweiten Generation erkunden konnten, wer sie eigentlich waren bzw. wer sie sein wollten, bestand bei vielen (vgl. 1.2).

3.2.3. Räume der zweiten Generation

Zu den Bemühungen der Eltern, ihren Kindern ihre Kultur bzw. Religion nahezubringen, gehörten religiöse Feste wie Durga Puja, Malayalam-Schulen sowie Sport- und Kulturveranstaltungen (vgl. Goel 2011b) und eine Reihe von Jugendgruppen in ihren Vereinen (vgl. Cherian et al. 2001, 24-30). Die Kinder wurden zudem zu Seminaren, die für Migrant_innen aus Indien organisiert wurden, mitgenommen. Neha, die Tochter einer Krankenschwester, erzählte von ihren Aufenthalten bei der jährlichen »Kerala Mela«:

»Das hat mir sehr gefallen. Das war einfach total schön. Das war ein wunderbares Gemeinschaftserlebnis, wie so ein Kinderspielparadies. Das war wie eine Ferienanlage, wie so ein Centerpark für Inder, na ja für Malayalis. Ich habe da wunderschöne Kindheitserinnerungen daran.«

Bei diesen Veranstaltungen wurden spezifische Angebote für Kinder und Jugendliche gemacht, für die sie selbst Verantwortung übernehmen sollten. Allerdings kam die Initiative dazu meist von den Eltern, die auch die Kontrolle über den Rahmen behielten. So wurden zwar Räume für die zweite Generation geschaffen, diese konnten aber nur begrenzt angeeignet und entsprechend der eigenen Bedürfnisse gestaltet werden. Zu einem gewissen Grad gelang dies beim von 1994 bis 2003 jährlich von der DIG durchgeführten Jugendseminar in der Evangelischen Akademie Bad Boll (vgl. Goel 2007a; 2003). Initiiert wurde es von einem Migranten aus Indien, der den Kindern von Migrant_innen Wissen über Indien vermitteln wollte. Schon im ersten Jahr rebellierten die jugendlichen Teilnehmenden gegen das Programm, setzten eigene Themen und beteiligten sich in den folgenden Jahren aktiv an der Programmgestaltung und Seminardurchführung. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen wollten zwar auch etwas über Indien lernen, vor allem aber wollten sie sich auf ihre eigene Weise mit natio-ethno-kulturell Gleichen über ihre Themen austauschen (vgl. 1.2). Im Rahmen des Wochenendseminars trafen sich junge Menschen aus ganz Deutschland jenseits der elterlichen Netzwerke und hatten intensiven Austausch in einem kleinen Rahmen. In den 1990ern waren zudem an verschiedenen Orten eine Reihe von mehr oder weniger formellen Jugendgruppen und -initiativen entstanden (vgl. Cherian et al. 2001, 24-30). Ziel der meisten Zusammenschlüsse war es, gesellige Räume für ungezwungenen Austausch zu bilden. Viele nutzten dafür kulturelle Veranstaltungen und Partys. 1996 gründete sich in Frankfurt a.M. die Jugendgruppe Sandhikta (vgl. ebd. 26). Schon im ersten Jahr ihres Bestehens veranstalte sie die erste »Indian Night«, eine Party von Kindern von südasiatischen Migrant_innen für andere wie sie selbst. Swati, eine der Veranstaltenden, erzählte wie es dazu gekommen war:

»Weil wir oft in Frankfurt erlebt haben, dass wir als Gruppe nicht zusammen in Diskotheken reingekommen sind. Dass wir zu viele waren und die Türsteher dann gesagt haben:›Nein, ihr kommt nicht rein.‹ Die Erfahrung haben wir ziemlich häufig gemacht und so kam dann die Idee: Wir machen einfach mal eine Party für uns.«

Mit dieser Idee waren sie sehr erfolgreich. Im ersten Jahr kamen etwa 150 bis 200 Gäste. Im Jahr 2000, als zum ersten Mal Werbung für die Party über das Internet gemacht wurde, tanzten bei der vierten »Indian Night« knapp 1000 Menschen, die mittlerweile auch aus anderen Städten angereist kamen. Die jungen Menschen von Sandhikta hatten laut Swati 1999 begonnen, zu indischen Partys in anderen Städten zu reisen und dadurch Anregungen für ihre eigene Party bekommen. Die »Indian Night« scheint dabei etwas Besonderes geblieben zu sein. Rajesh erklärte:

»Die Indian Night ist eine Geschichte, die mich selber auch fasziniert. Da hat man wirklich dieses soziale Gathering und nicht wegen Party, sondern weil man trifft sich, man sieht sich wieder, man sieht, was in der Community abläuft und ich glaube, da ist es nicht auf Party ausgerichtet. Die haben wirklich diese Fusion geschafft. Mit der Hilfe einer Party die Leute zusammenzukriegen. Und das jährlich. Das war zum Beispiel bei der Internet-Party oder jetzt auch bei meinen Partys nicht der Fall.«

Nicht lange nach der Gründung von Sandhikta gründete sich 1996/97 die Jugendgruppe der DIG Bonn/Köln mit dem Ziel über eine andere Art von Veranstaltungen junge Menschen zu erreichen. Einer der DIG-Initiatoren erklärte:

»Einfach nur klassische Kultur zu vermitteln, damit lockt man die Leute nicht, weil das für die Jugendlichen langweilig ist. Deshalb habe ich mir gesagt, sollte man was veranstalten, was die Jugendlichen anspricht. Das war auch der Zeitpunkt gewesen, wo ich zum ersten Mal Hindi-Remixes gehört habe in Indien und ich war total baff. Das war die beste Musik seit längerem und es war Musik, die mich auch angesprochen hat aus beiden Teilen. Zum einen, klar, ich bin mit Hindi-Musik zu Hause groß geworden und ich fand es immer ganz gut, weil es harmonisch und melodimäßig war. Nur irgendwie hat der Beat dazu gefehlt, es war nicht tanzbar. Man hat sich geschämt, deutschen Mitschülern oder deutschen Freunden was vorzuspielen, weil sich das ziemlich seltsam angehört hat und die piepsige Stimme hält. Dann diese Hindi-Remixes, die ich zum ersten Mal in Indien gehört habe, da war ich schon ein bisschen stolz. Da habe ich gesagt, das ist eine Musik, die kann man in Deutschland sicherlich präsentieren und die dann auch Anklang finden würde.«

So organisierten die Bonn/Kölner_innen jährlich die »Young Indian Night« mit Nachwuchskünstler_innen, die Eltern(teile) aus Indien hatten. Im Jahr 1999 fand

zudem die erste »Sound of India«-Party in Neuss statt und in München startete die Partyreihe »Munich Masala«. Deren Veranstalter erzählte über die Anfänge:

»Eine Plattform, auf der sich asiatisches Publikum mit nicht-asiatischem oder nicht-migrantischem Publikum auf gleicher Augenhöhe begegnen kann, das war unsere Idee. Diese Asian-Partykultur, die gab es in Deutschland zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Ich erinnere mich noch, auch unter Asiaten: ›Was soll denn das sein, eine asiatische Disco oder eine asiatische Party?‹ Also viele konnten sich darunter nichts vorstellen.«

Es ging den Veranstaltenden von »Munich Masala« wie der Jugendgruppe Bonn/Köln darum, eine neue Musikrichtung zu etablieren. Wichtig war »Munich Masala« aber auch, einen diskriminierungsfreien Raum zu schaffen. Ähnlich wie bei Sandhikta stand an ihrem Ausgangspunkt, dass die Veranstalter_innen rassistische Ausgrenzungspraxen beobachtet hatten. 2004 schrieb eine lokale Zeitung über die Anfänge von »Munich Masala«:

»Überall war eine Party, doch bestimmte Leute kamen nicht rein. D, E und F stellten sich eines Nachts vor einen großen Club im ehemaligen Kunspark Ost und beobachteten, wie die Türsteher siebten. D sagt: ›Wer immigrantisch aussah, konnte wieder nach Hause gehen.‹ Die Männer auf jeden Fall. Weibliche exotische Schönheiten hatten etwas bessere Chancen. Dies geschah vor genau fünf Jahren. Die Idee zu ›Munich Masala‹ war geboren.«

Im Jahr 2000 veranstaltete das Label »whatyaar Entertainments« in Köln seine erste Party mit rein indischer Musik und war vom Erfolg mit über 700 Gästen überrascht. Veranstalter Narendra erzählte:

»Es waren für mich zu dem Zeitpunkt komplett neue Gesichter, die ich gar nicht kannte, überwiegend aus der Malayali-Community, aber auch viele Nordinder. Es gab bis zu dem Zeitpunkt keine Party in dem Sinne in NRW. Es gab auch diese Aufmachung nicht. Wir haben farbige Flyer gedruckt in Fotoqualität. Wir haben Werbung über das Internet betrieben. Wir haben E-Mail-Adressen gehabt, die wir angeschrieben haben, die Leute wirklich angesprochen haben, und das waren so zwei neue Punkte.«

Die meisten dieser Partys brauchten DJs, die auch indische Musik auflegten, sowie Künstler_innen für Live Acts. Sie fanden diese überwiegend unter den Kindern von Migrant_innen aus Südasien. Das Vermitteln und die Wertschätzung indischer Kultur war vielen Veranstaltenden dabei wichtig (vgl. 2.4.3). Es gab aber auch indische Partys, denen es allein darum ging, Inder_innen der zweiten Generation zu erreichen. Bei ihnen bezog sich die Bezeichnung indisch nur auf ihre Zielgruppe, nicht auf die Musik. Für viele Besuchenden boten indische Partys (egal mit welcher Musikrichtung) die erste Gelegenheit, in einem Raum voll von natio-ethno-

kulturell Gleichen zu sein und sich als Teil der natio-ethno-kulturellen Norm zu fühlen. Eine Indernet-Redakteur_in erinnerte sich in ihrem Grußwort zum dreijährigen Jubiläum: »Ich war wirklich sprachlos, als ich im Winter 2001 auf der ›Indian Night‹ in Frankfurt ankam. Meine erste indische Party. Bis dahin dachte ich noch, Deutschland sei ein inderloses Land.« Durch diese Partys entstanden sowohl Netzwerke als auch eine eigene kulturelle Szene, die nach anderen Regeln funktionierten als die Netzwerke und Kulturveranstaltungen der Eltern (vgl. Baumann 1996, 35).

Es gab also bereits vor der Gründung des Indernets verschiedene selbstgestaltete Räume der zweiten Generation in Deutschland. Ihre Zugangsbarrieren waren unterschiedlich hoch. Die Seminare waren wie die Partys zwar grundsätzlich offen für alle, doch musste man von ihnen nicht nur erfahren, sondern auch größere zeitliche und finanzielle Ressourcen aufbringen, um an ihnen teilzunehmen. Zudem waren diese Räume nur zu bestimmten Zeitpunkten offen. Einen kontinuierlicheren Anlaufpunkt konnte man nur finden, wenn man bei einer der Jugendgruppen mitmachte.

3.2.4. Internetprojekte zu Indien

Auch im virtuellen Raum gab es schon vor der Gründung des Indernets verschiedene Projekte für Inder_innen der zweiten Generation bzw. zu Indien (in Deutschland). Die im Herbst 1998 gegründete Jugendgruppe der DIG Weststadt hatte eine umfangreiche Webpräsenz aufgebaut (vgl. Cherian et al. 2001, 24-25). Wie so viele andere Webseiten zu der Zeit entstand auch diese, wie der Webmaster Frank ausführte, aus »einer Lust und Laune heraus, dass ich schon immer mal so eine Homepage machen wollte, nie aber irgendwie einen vernünftigen Inhalt hatte.« Ähnlich wie das Indernet hatte Frank überlegt, ein Angebot für die zweite Generation in ganz Deutschland zu schaffen. Dazu war es allerdings nicht gekommen, wohl weil er allein daran gearbeitet hat. In meiner Erinnerung glich das Indernet am Anfang dem inhaltlichen Aufbau der Seite der Weststädter Jugendgruppe und bot nicht mehr Inhalte als diese. Das Indernet machte aber aufgrund seines Designs und Namens einen professionelleren und einladenderen Eindruck.

In den Erzählungen über die Entstehung des Indernets wurde meist nicht erwähnt, dass es vorher bereits ein ähnliches Projekt gegeben hatte. Im Gegenteil schien es der Redaktion wichtig, zu behaupten, die Ersten und Einzigsten gewesen zu sein. Diese Behauptung tauchte in den Interviews wiederholt auf. Gleichzeitig behauptete das Portal Indien-Newsletter mit Datum 2000 in der Kategorie »Wir über uns«:

»Indien-Newsletter.de ist das erste deutsche Indien-Magazin im Internet. Informativ und kompetent berichtet es über die verschiedensten Aspekte des moder-

nen Indiens. Das Online-Magazin informiert über aktuelle Entwicklungen aus der indischen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Neue Filme und Bücher werden ausführlich besprochen. Wo es das beste indische Essen in Deutschland gibt? Der Newsletter weiß die Antwort. Und unsere Küchenchefin zeigt, wie man indisch kocht. Ein Veranstaltungskalender und eine Link-Liste runden das Angebot ab.«

Mitglieder der Newsletter-Redaktion erzählten, dass ihr Internetprojekt die Fortführung eines Print-Newsletters war, den sie an ihrer Universität herausgegeben hatten. Sie waren ehemalige Studierende und wollten ein von den deutschen Medien abweichendes und komplexeres Indienbild darstellen (vgl. 2.4.3). Eine ähnliche Entstehungsgeschichte hat das Internetportal suedasien.info, das im Frühjahr 2000 online ging. Auch dieses entstand aus einer studentischen Initiative und bot laut Selbstdarstellung (Anfang 2013) »ein umfangreiches, fundiertes Angebot [...], das sich den acht südasiatischen Staaten [...] als auch Aspekten der weltweiten Diaspora und der internationalen Beziehungen widmet«. Wie auch die anderen Portale beschrieb sich suedasien.info 2013 als einzigartig: »suedasien.info nimmt eine führende und bislang einzigartige Position in der Information über Themen der südasiatischen Region im deutschsprachigen Internet ein«.

Es gab so im Jahr 2000 mindestens vier Internetportale, die deutschsprachige Informationen über Indien/Südasien anboten und zumindest zum Teil über Indisches/Südasiatisches in Deutschland berichten wollten. Die vier Seiten verlinkten sich gegenseitig und bezeichneten sich zum Teil als Kooperationspartner. Einzigartig waren die Portale jeweils in ihrem spezifischen Konzept, den Redaktionsteams und Kompetenzen, nicht aber in ihrem deutschsprachigen Fokus auf Indien. Im Jahr 2020 gab es die Seite der Jugendgruppe und den Indien-Newsletter schon lange nicht mehr. suedasien.info legte Anfang 2016 eine »kreative Pause« ein und bestand seitdem nur noch als Archiv. Das Indernet war als Blog und FB-Seite neu gestartet worden.

3.2.5. Das neue Medium Internet

Ende der 1990er Jahre waren die technischen Entwicklungen des Internets, die Verfügbarkeit von Internetverbindungen und das Wissen über Webseitengestaltung in Deutschland so weit fortgeschritten, dass sich nicht nur besonders Technikbegeisterte daranmachen konnten, ihre eigene Webseite zu gestalten. Z erklärte:

»Ich hatte das Medium damals entdeckt, wir hatten bei uns in der Schule HTML gemacht. Das fand ich sehr interessant, da habe ich mich etwas mehr mit dem WWW auseinandergesetzt und irgendwann war auch dieser Drang da, sich irgendwie auch dann im Netz mal zu präsentieren.«

Z ging es wie dem Webmaster der Weststädter Jugendgruppe und vielen anderen jungen Menschen zu der Zeit. Sie waren mit dem neuen Medium in Kontakt gekommen, wollten damit experimentieren und sich ausprobieren. Es entstanden zahlreiche private Homepages und Internetprojekte, auch von natio-ethno-kulturell (Mehrzahl-)Zugehörigen (vgl. Gorny 2009; Hugger 2009). Weil sich alle im Internet ausprobierten, wollte auch X eine eigene Seite: »Das war gerade in irgendwie. Da hatte jeder eine. Mit Fotos – gar nicht mal über Indien, sondern von irgendwelchen Partys. Nur so aus Spaß eine Homepage, die war auch recht lustig.« Da er allerdings anders als Z in der Schule kein HTML gelernt hatte, musste er auf einen einfachen Webseiteneditor zurückgreifen. Vermutlich verfügte er als Student über einen Internetzugang an der Universität, vielleicht sogar in seinem Zimmer. Y hingegen lebte noch bei seinen Eltern und bekam erst Mitte 2000 einen Internetzugang zuhause. Die Internetwelt öffnete sich für ihn später als für seine Kollegen. Ihn reizte am Basteln von Webseiten vor allem das Kreative:

»Ich habe schon immer gerne gestaltet und fand das gut, mich in dem Medium gestalterisch auszutoben. Ich hätte alleine deswegen auch eine Website am Leben erhalten oder gemacht, auch wenn das keiner gesehen hätte oder wenn es keinen interessiert hätte. Einfach aus Spaß am Gestalten.«

Seinen Kollegen hätte es nicht gereicht, nur für sich zu experimentieren. Sie wollten mit ihren Internetprojekten auch wahrgenommen werden, wie Z erzählte: »Mal zu gucken, wie andere Menschen meine persönliche Seite sehen können, weil das doch bis dahin sehr schwierig war. Es ist schwierig, sich über andere Medien, Printmedien so zu präsentieren, einfach so aus Spaß und so ist das geworden.«

Diese Kombination von verschiedenen Interessen und damit verbundenen Kompetenzen der Gründer war für den Erfolg des Indernets entscheidend. Während Y ein professionelles Design entwickelte, eignete sich Z die notwendigen technischen Kenntnisse für den alltäglichen Betrieb sowie das Tüfteln im Hintergrund an und X sorgte für die Öffentlichkeitsarbeit sowie die strategische Weiterentwicklung. Da alle am Anfang des Studiums (oder noch davor) standen, konnten sie sich den großen Zeiteinsatz leisten, den dieses Projekt verlangte. Zudem besaßen sie die Fähigkeit, weitere Redakteur_innen anzuwerben, die Fähigkeiten und Netzwerke mitbrachten, die ihnen selbst fehlten. Auf dieser Basis konnten sie ein Internetportal aufbauen, das einen hohen Grad von Professionalität zeigte.

Auch einige der Redakteur_innen, die nach der Gründung zum Indernet dazu kamen, hatten sich schon vorher im Internet versucht. Der Politikredakteur hatte unter anderem eine Webseite zu indischen Gottheiten aufgebaut. Er verlor aber bald das Interesse an seinen Webprojekten, da sie statisch waren, nichts mehr an ihnen zu tun war und er alleine an ihnen arbeitete. Der Sportredakteur war durch eine ähnliche Phase gegangen:

»Ein Freund von mir hatte mir Anfang des Jahres 1998 seine Internetseite gezeigt. Ich fand das sehr interessant und fragte ihn: ›Wie hast du das gemacht?‹ Dann habe ich eine Seite über mich selber gemacht, habe dann aber gemerkt: ›Ja gut, jetzt habe ich die Seite zusammengestellt, aber da ist irgendwie nichts mehr zu tun. Also das war es jetzt. Ich kann alle drei, vier Monaten ein Update machen, aber mehr muss ich nicht tun.‹ Dann habe ich mir irgendetwas gesucht, worüber ich eine Seite machen wollte, wo ich auch nicht mich selber, sondern auch andere informieren wollte.«

Auf der Suche nach einem Inhalt beschloss er eine Webseite zum indischen Fußball aufzubauen (vgl. 2.2.2: Sport). Der Aufbau eines Internetportals war mit wenig finanziellen Mitteln möglich (vgl. Karim 2003b, 13). Zu Beginn brauchten die Gründer nur Computer- und Internetzugänge. Sie mussten weder Geld investieren noch jemanden um Erlaubnis bitten. Sie konnten kostenlosen Webspace sowie kostenlose Internetanwendungen nutzen. Je mehr Zugriffe Internetportale bekamen, desto mehr zeigte sich allerdings, dass diese kostenlosen Ressourcen nicht ausreichten. Der technische Administrator des Indernets, der in der Anfangszeit Teil des Teams wurde, erklärte:

»Wir hatten das alles ausgelagert. Wir mussten die Kosten so tief wie möglich halten und haben solche Umsonst-Dienste genommen. So wie viele andere Communities das auch machen, dass sie das auslagern auf tausend Seiten und sehen, wenn irgendetwas ausfällt, dann müssen wir schnell mal andere Sachen draufmachen. Das sind viel Verwaltungsaufgaben gewesen, manchmal bin ich fast gar nicht mehr hinterhergekommen.«

Für die Nutzenden, die meisten Redakteur_innen und die Betreibenden weniger frequentierter Internetangebote war insbesondere die Qualität ihres eigenen Internetzugangs entscheidend. Im Jahr 2000 hatten viele zuhause noch keinen Internetzugang und noch weniger verfügten über Flatrate und DSL, die kostengünstiges und schnelles Surfen ermöglichten. Der Gründer der Bollywood-Seite happyindia erklärte lachend, warum seine Seite erst nach zwei Jahren so richtig zum Laufen kam:

»Ich habe eine Flatrate mit DSL bekommen. Das hatte ich vorher nicht, das heißt jede Minute, die ich online war, hat mich Geld gekostet. Davon hat man als Student nicht besonders viel und deswegen haben wir da sporadisch daran gearbeitet, teilweise gar nicht, weil uns das zu viel wurde.«

Für die Inder_innen der zweiten Generation in Deutschland hatte, wie X es formulierte, das Internetzeitalter begonnen. Anfang der 2000er gab es eine Phase, in der viel möglich war, dem Experimentieren kaum Schranken gesetzt waren und mit wenig Aufwand viel Aufmerksamkeit erreicht werden konnte. So konnten die

Gründer zu diesem Zeitpunkt aus Spaß ein Projekt starten, das mehr oder weniger zufällig die Bedürfnisse von anderen jungen Menschen bediente und im Laufe der Entwicklung so angepasst werden konnte, dass es weiter attraktiv blieb.

3.2.6. »Kinder statt Inder«

Im Jahr 2000 traf nicht nur das Bedürfnis nach natio-ethno-kultureller Orientierung unter Inder_innen der zweiten Generation auf die Möglichkeit, mit Hilfe des neuen Mediums Internet einen eigenen Raum zu schaffen. Die von der Bundesregierung geplante Anwerbung von IT-Spezialist_innen aus dem Ausland hatte zudem zu einer öffentlichen Debatte über Migration, das Internet, Inder_innen und Ausbildung in Deutschland geführt. Der CDU-Politiker Jürgen Rüttgers forderte, dass Deutschland anstatt (indische) Computer-Fachkräfte anzuwerben, in die Ausbildung von (deutschen) Kindern investieren sollte. Diese Forderung wurde schnell unter dem Slogan »Kinder statt Inder« bekannt und prägte den gesellschaftspolitischen Kontext, in dem das Indernent entstand. Einer der Gründer schrieb im Grußwort zum dreijährigen Jubiläum:

»Das Jahr 2000 war das Jahr der GreenCard. Eine Schwemme indischer Softwarespezialisten sollte Deutschland überrollen. Das war tatsächlich nicht der Fall. Deutschland sprach von den Indern und Herr Rüttgers wollte lieber ›Kinder statt Inder‹. Ein Grund, warum damals meine beiden Kollegen und ich uns entschlossen, unsere persönlichen Internetseiten miteinander zu vernetzen. Indernernetzwerk halt, ›jetzt zeigen wir's denen‹ und so.«

Diese Bezugnahme auf die Computer-Inder_innen und die Kampagne »Kinder statt Inder« (vgl. Goel 2000) zog sich durch viele meiner Interviews. Ranjan erklärte, dass das Internetportal am Anfang eine Protestseite gewesen sei, deren Idee es war »Herrn Rüttgers zu ärgern und zu sagen: ›Hier, es gibt Inder in Deutschland und wir sind als Community stark‹.«

Als Inder_innen wahrgenommene Menschen waren bis zu der Diskussion um die Anwerbung von (indischen) IT-Fachkräften im Jahr 2000 kaum als (problematische) Migrant_innen in der öffentlichen Debatte in Deutschland verhandelt worden. Ihre absolute Anzahl war gering gewesen, viele waren Teil der Mittelschicht. Zudem eigneten sich als Inder_innen wahrgenommene Menschen als Projektionsfläche für orientalistische Sehnsüchte (vgl. Goel 2008a, 215-218). Rassistische Stimmungsmache und Ausschreitungen wie die Brandanschläge in Mölln, Solingen, Hoyerswerda und Rostock im Jahr 1992 oder die CDU-Kampagne gegen die doppelte Staatsbürger_innenschaft im Herbst 1998 beunruhigten zwar auch viele privilegierte Kinder von Migrant_innen aus Südasien und führten dazu, dass einige begannen, ihren Status in Deutschland als prekär wahrzunehmen (vgl. Goel 2006, 152-155; Paske 2006, 15-18). Da im Mittelpunkt der Debatten aber

Arbeitsmigrant_innen (Gastarbeiter), Asylbewerbende etc. und nicht qualifizierte Migrant_innen aus Indien standen, konnten sich viele Kinder von Migrant_innen aus Indien als nicht-betroffen imaginieren. Der plötzliche Fokus auf hochqualifizierte Inder_innen änderte dies. Dass Inder_innen zum einen eine bis dahin nicht vermutete (IT-)Kompetenz zugeschrieben wurde, zum anderen aber ihre Präsenz in Deutschland in Frage gestellt wurde (vgl. Goel 2000), traf in Deutschland sozialisierte und als Inder_innen wahrgenommene junge Menschen überraschend und ambivalent. Bedeutend wird dabei auch gewesen sein, dass sie durch das Entweder-Oder von »Kinder statt Inder« unsichtbar gemacht wurden. So entstanden die InderKinder, die betonten sowohl Inder_innen als auch Kinder zu sein (vgl. Goel et al. 2012b, 9-11).

Das Indernet machte ihnen ein Angebot, indem es die Ambivalenz der Debatte aufgriff. Auf der einen Seite bezog sich das Internetportal positiv auf das Bild der Computer-Inder/innen, stellte die IT-Kompetenz Indiens dar und versuchte so ein modernes Indienbild (vgl. 2.4.3) zu fördern. Zum anderen übten die Redakteur_innen Kritik an den ausgrenzenden Diskursen. Dies geschah vor allem implizit, aber zuweilen auch explizit wie Ende 2000 in der Nachrichtenrubrik:

»Als Kanzler Schröder bekannt gab, dass er die GreenCard einführen wolle, probierte die halbe Nation. Befürchtungen vor zu viel Einwanderung, sowie die Gefahr, dass die Experten nicht nach 5 Jahren das Land wieder verlassen, bildeten den Keim für konservative bis zu rechtsextremen Kampagnen.«

Die implizite Auseinandersetzung mit der diskriminierenden Kampagne erfolgte insbesondere durch das humoristische Spielen mit ausgrenzenden Bildern (vgl. Paske 2006, 27-28; Goel 2000, 12), der Sammlung von Cartoons rund um Computer-Inder/innen (vgl. 2.2.2: Unterhaltung) und der Selbstaneignung von Wortspielen wie Indernet und InderKinder (vgl. Florea 2005). Mit Mecheril⁶ lässt sich argumentieren, dass hier Ironie genutzt wurde, um die Ambivalenz der Situation zu ertragen und zu verarbeiten. Oder wie einer der Gründer formulierte: »Da haben wir uns ein bisschen geärgert, dass so viel negative Propaganda gemacht wurde. Und auf der anderen Seite haben wir es auch ganz lustig gefunden.«

3.2.7. Fazit: Ein Zufallsprodukt

Im Jahr 2000 kamen unterschiedliche Faktoren zusammen, die die Gründung des Indernets ermöglichten: Erstens befand sich eine beträchtliche Anzahl von Kindern von Migrant_innen aus Südasien in einer Lebensphase, in der sie sich mit ihrer zugeschriebenen Herkunft selbstbestimmt auseinandersetzen wollten, andere ihnen natio-ethno-kulturell Gleiche kennenlernen wollten und daher nach

6 Zusammengefasst in Goel (2008d, 65-66).

Räumen der zweiten Generation suchten. Zweitens ermöglichte das neue Medium Internet es jungen Menschen, mit wenigen Ressourcen und unabhängig von Offline-Autoritäten, ein eigenes Projekt zu starten, es nach ihren Bedürfnissen zu gestalten und so die verstreut über Deutschland lebenden Inder_innen der zweiten Generation zu erreichen. Die Neuigkeit des Mediums sprach, drittens, die Experimentierfreude von jungen Menschen an. Sie hatten die Möglichkeit ein neues Feld zu betreten, mit Technik zu spielen, selbst zu gestalten und wahrgenommen zu werden. Die Gründer waren daher bereit, viel Engagement in ihr virtuelles Projekt zu stecken – und brachten durch Zufall die dafür notwendigen Kompetenzen mit. Viertens schuf die GreenCard-Initiative und die »Kinder statt Inder«-Kampagne den diskursiven Rahmen, in dem das Indernet entstehen konnte. Sie legten nahe, dass sich InderKinder mit Internetprojekten auseinandersetzten, lieferten den Namen für das Internetportal, versorgten es mit einer Grundausstattung an Cartoons und Themen und sorgten so sowohl für einen humoristischen Zugang als auch für dauerhafte Aufmerksamkeit. Fünftens konnten die Gründer des Indernets auf den Erfahrungen, Vorbildern und Netzwerken von früheren Räumen von bzw. für Kinder von Migrant_innen aus Südasien aufbauen und von ihnen profitieren.

Das Indernet konnte in seiner Form nur entstehen, weil diese verschiedenen Faktoren zusammenkamen. Es war nicht das Produkt einer wohlüberlegten Marktanalyse oder strategischer Überlegungen, sondern vom zufälligen Engagement der richtigen Leute mit dem passenden Fokus und passender Technologie zum richtigen Zeitpunkt. Der spezifische zeitliche, räumliche, politische, gesellschaftliche, demografische und technologische Kontext war entscheidend für die Art und Weise, wie das Indernet entstand und wie es zum Raum der Zugehörigkeit (vgl. das erste Mosaik) und einem Gemeinschaftszentrum (vgl. das zweite Mosaik) werden konnte.